

Jörg Michael Kastl:

"Die Generalität des Körpers und das Problem der Struktur in der Soziologie, oder: Zwei Tagungen, zwei nicht gehaltene Vorträge und ein Todesfall." Vortrag am Institut für Soziologie der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen am 6.12.2021

Einleitung:

Das Thema meines heutigen Vortrags ist eng mit meinem in diesem Jahr bei Velbrück erschienenen Buch verknüpft, in dem es um eine Revision der soziologischen Lektüre Merleau-Ponty geht. Kurz etwas zum Hintergrund dieses Buches. Es hat sich aus einem zunächst als kleine Studie geplanten Recherchevorhaben entwickelt. In meiner ersten Vorstellung hätte sie einen launigen Titel tragen können. Etwa in Anlehnung an den Filmtitel „Vier Hochzeiten und ein Todesfall“ so in die Richtung „Zwei Tagungen, zwei nicht gehaltene Vorträge und ein Todesfall“. Ich hab's dann aber gelassen: schon wegen der schwerfälligen Pointe und der mangelnden Pietät.

Worauf hätte ich dabei Bezug genommen? Die erste der beiden Tagungen fand 1973 im Kontext des Aufbaus des Sozialwissenschaftlichen Archivs in Konstanz statt, von Walter Sprondel und Richard Grathoff geplant, anwesend waren sowohl Luckmann wie Waldenfels, also die Exponenten der später in eine Schütz und eine Merleau-Ponty –Schule gespaltenen phänomenologischen Sozialtheorie. Thema der Tagung sollte Merleau-Ponty und die damals virulente Diskussion über den Strukturalismus sein. Bei dem dort *nicht* gehaltenen Vortrag handelt es sich um das Eröffnungsreferat von Aron Gurwitsch, einem der wichtigsten Phänomenologen der zweiten Generation und engstens mit Schütz, aber eben auch Merleau-Ponty befreundet. Er wollte seine Kritik am Körperkonzept von Merleau-Ponty ausführen. Gurwitsch konnte diesen Vortrag nicht halten, weil er auf dem Weg nach Konstanz an einem Herzinfarkt verstarb. Von Gurwitschs Vortrag ist bis heute keine Entwurfsfassung aufgetaucht. Mein Vorhaben war es zunächst zu rekonstruieren, was er möglicherweise hätte enthalten können. Das war gar nicht so schwierig, weil er sich etwa Schütz gegenüber dazu eingehend geäußert hat. Meine nächste Entdeckung war fast noch interessanter: sie bestand darin, dass Merleau-Ponty im Verlauf der 1950er Jahre selbst sein Körperkonzept in Teilen in Frage gestellt

hatte, insbesondere das, was Gurwitsch kritisieren wollte: den Status des Körpers als eine Art Subjekt. Merleau arbeitet sein – wie ich das nenne – romantisches Körperkonzept in ein struktureles Körperkonzept um. Das beinhaltet eine Aufwertung des Begriffs der Struktur. Merleau-Ponty wird zu einer Art „phänomenologischer Strukturalist“. Damit geht einher, ebenfalls überraschend, eine gewisse Rehabilitation Descartes. Der Körper ist, wie Merleau sagt „Ding unter Dingen“, zugleich ist er zur Zeit hin geöffnet, hat Gedächtnis. Beides zusammen ermöglicht, dass der Körper ein Ding ist, das sich zugleich auf Dinge beziehen und mit Dingen umgehen, Referenz und Selbstreferenz ausbilden kann. Das ist eng verbunden mit der Ontologie Merleau-Pontys in seinem letzten Text von 1960/1. Sie betont die „Generalität des Körper“, die ebenso die Gemeinsamkeit aller Körper und damit die von vorne herein gegebene sozusagen „Interkorporalität“ unserer Welt meint, wie die Passung von Körper und wahrnehmbarer Welt insgesamt (= le sensible = Empfindungsfähigkeit, aber auch das, WAS empfunden wird). Dieser sensible „Körper“ beinhaltet wie gesagt Aspekte, die wir im Alltag zunächst gar nicht „körperlich“ nennen würden, sondern die zeitlich verfasst sind, Bewusstsein, Gedächtnis betreffen – so dass sich ein Körperbegriff ergibt, der auf gewisse Weise die Descartesche Spannung von Körperding und Bewusstsein „inkorporiert“.

Ich bin dann auf eine zweite Tagung, einen zweiten Autor und einen zweiten nicht-gehaltenen Vortrag gestoßen, der interessante inhaltliche Parallelen aufdeckt: nämlich Norbert Elias. Es handelt sich um „Wiederkehr des Körpers“ 1981 in Berlin organisiert, die Anfang der deutschen Körpersoziologie stand. Interessanter Weise weist Elias auf sehr ähnlich gelagerte Probleme und Paradoxien des Körperbegriffs hin und landet bei ähnlich gelagerten, allerdings völlig anders eingebetteten Schlussfolgerungen. Wie Merleau fasst auch er Körper als Aufsichtung sehr unterschiedlicher Prozesse, die an ihn als extensionale, materielle Größe strikt gebunden sind. Wie Merleau betont auch er die wichtige Rolle des Gedächtnisbegriffs als Brücke zu einem Verständnis sozialer Strukturen und beurteilt den analytischen Stellenwert eines allgemeinen Körperkonzepts für die Soziologie sehr skeptisch. Diese Einschätzung stand in Gegensatz zu der Konzeption der Tagung, ja, man kann sagen zu der gesamten Richtung, die dann in der deutschen Körpersoziologie eingeschlagen wurde – die teilweise eher eine Rehabilitierung des romantischen Körpermodells (und des frühen MP) beinhaltet und in alle Fallen hineintappte, vor denen Elias in seinem Vortrag warnen wollte. Elias wurde jedenfalls krank und hielt den Vortrag nicht. Es wäre interessant zu wissen, was hier die Folge von was ist...

Für mich führte das alles dazu, dass aus einer relativ überschaubaren Studie zu einem alles in allem eher philologischen Problem ein mehrjähriges Forschungs- und Schreibprojekt wurde. Ich begriff zunehmend, dass ich Feld- und Konfliktlinien rekonstruieren musste, die bis in die Anfangszeit des 20. Jahrhundert zurückführen, weil in diese Zeit die Konvergenz der Auseinandersetzung mit Fragen des Körper(schema) einerseits und von Gedächtnis/Intentionalität und den wechselweisen Zusammenhängen andererseits reichen. Hier sind Namen wichtig wie Henri Bergson, von Neurologen und Ärzten um Kurt Goldstein, Nicolai Bernstein, Paul Schilder, aber auch Ferdinand de Saussure, Roman Jakobson und nicht zuletzt Alfred Schütz (Freund Gurwitsch *und* Goldsteins, die wiederum ungeahnte Querverbindungen zu MP ergeben). Das alles ist Philologie und Theoriegeschichte.

Von Bedeutung scheint sie mir aber für heute zu sein, weil sie nicht eingelöste Theorie- und Forschungspotentiale für die Soziologie enthält, die bis jetzt nicht genügend erkannt und ausgeschöpft wurden. Insbesondere:

- ein struktureles Körperkonzept, das zu den aktuellen Entwicklungen der Praxistheorie passt;
- seine Verbindung mit einem modernen differenzierten Gedächtniskonzept;
- der Bogen zur soziologischen Struktur- und Gesellschaftstheorie.

Die Hoffnung wäre: Gräben zu zu schütten, Schismen zu beenden zwischen dem, was Merleau-Ponty gemacht hat und dem was Schütz gemacht hat und damit zugleich Spannungen zwischen Mikro- und Makro, zwischen Handlungs- und Strukturtheorie abzumildern. Das Folgende möchte hier einige Schlaglichter aufsetzen. Ich beginne mit einem Beispiel.

1. Ein unscheinbares Beispiel:

Ein fünfzehn Monate altes Kind erwidert die allabendliche „Schlaf-schön“ Formel seiner Eltern irgendwann mit „lalö“. Es setzt diese „frozen phrase“ in der Folge immer wieder im Zusammenhang mit der Situation des Zu-Bett-Bringens ein (Bickes/Pauli 2009: 63). Die Eltern instituieren mit der wiederholbaren Äußerung „Schlaf schön“ ein Verhalten, das schließlich durch das „Lalö“ des Kindes ratifiziert und seinerseits „mitinstituieren“ wird. Man kann sagen, dass das Kind über das fragmentarische Versatzstück „Lalö“ in ein „Syntagma“ – das heißt einfach eine lineare, zugleich sensomotorische, sozial und sprachlich strukturierte Verknüpfung

von Einzelementen in der Zeit hineinfindet – man kann sagen eine Form gemeinsamer (sprachlicher) Bewegung. Das gilt schon auf der Ebene der Phonetik, der Auswahl der Laute aus einem Paradigma auch möglicher Laute (ö und eben nicht ä,,e,i) und auf der Ebene der Wörter, die dann dann den Satz bilden. Den Sinn der Äußerung verstehen, heißt zu jedem Einzelement des Syntagmas über einen Horizont/Hintergrund anderer möglicher, aber eben NICHT gewählter Worte verfügen (schön und nicht schlecht, unruhig, kurz....) und aus dieser Gesamtkonstellation eine Bedeutung des ganzen Satzes erschließen.

Das Kind erfasst schon mal sukzessive (nach dem Prinzip des maximalen Kontrasts (Jakobson) die hörbaren, sichtbaren und propriozeptiven Differenzen zwischen dem liquiden Konsonanten „l“, dem offenen, ungerundeten Vokal „a“ sowie des halbgeschlossenen, gerundeten Vokals „ö“ und realisiert sie zugleich motorisch. Die visuell und motorisch schwierigeren Konsonanten [„sch“, „n“ und „f“ (postal-veolarer Frikativ/Zischlaut; alveolarer Nasal; labialer Frikativ)] werden vorerst ausgespart. Das Modell der Verknüpfung eines Liquiden mit einem Vokal wird auf die zweite Silbe ausgeweitet (--> „lö“). Damit folgt das Kind einem Silbenreduplikationsmodell, wie bei „Mama“ und „Papa“, aber mit Vokalwechsel. Roman Jakobson hat darauf hingewiesen, dass darin ein wichtiger Übergang von der Lallphase in die Markierung von Lauten als „sinnvolle, semantische Ganze“ liegt. Außerdem wird der trochäische Rhythmus „schláf schön“ <--> „lálö“ aufgenommen. Das alles wird vom Kind auch zeitlich so organisiert, dass die Eltern das „lalö“ als Anschlussverhalten interpretieren können. Durch die Assoziation und Verknüpfung der Lautstrukturen mit sonstigen perzeptiven Charakteristika der Situation (Kontext der Dinge, Verhaltensabläufe wie ins Bett legen/liegen, zudecken, Gute-Nacht-Kuss) dürften sich subjektive Valenzen, erste Bedeutungskeime im Sinne innerer Haltungen/Erwartungen, Vertrautheitswahrnehmungen o.ä. bilden. Insgesamt ist diese rudimentäre Struktur hinreichend für die Inklusion des Kindes in ein einfaches, zugleich spezifisches, als Paarsequenz organisiertes Interaktionssystem. Es ermöglicht und stabilisiert Erwartungen, macht das Kind adressierbar und ermöglicht einfache Initiativen und Reaktionen. Es handelt sich um eine soziale Institution im Miniaturformat. Es ist unerheblich, dass das Kind evt. noch nicht die *spezifische* Bedeutung der Äußerung erfasst, nicht deren Segmente und ihre syntaktischen Funktionen durchschaut. Es weiß vielleicht noch nicht, dass das „Schlaf schön“ einen ganzen Komplex kultureller Strukturen auskristallisiert, Semantiken, Praktiken, Geschichten, Texte, Bildrhetoriken, Atmosphären. Das Kind wird noch lange nichts von der Thematik „Schlaf und

Tod“ oder vom „Schlaf des Gerechten“ verstehen. Aber es wird möglicherweise nicht mehr lange dauern, bis es die Valenz des Versinkens in einen Schlaf nachvollziehen kann, durch den „alles wieder gut wird“. Mit dem Lalö hat das Kind sozusagen eine erste Eintrittskarte in diesen Bereich der Kultur. Die Lautgestalt des Lalö/Schlafschön kann schrittweise optimiert, die Paradigmatik angereichert, differenziert, generalisiert werden, damit verknüpfte, weitere syntaktische und semantische Muster können sukzessive verfügbar werden. Vorerst ist „lalö – schlaf schön“ hinreichend für die faktische Inklusion des Kindes in ein einfaches, partikulares, als Paarsequenz organisiertes Interaktionssystem. Es ermöglicht und stabilisiert Erwartungen, macht das Kind adressierbar und ermöglicht einfache Initiativen und Reaktionen. Es handelt sich um eine soziale Institution im Miniaturformat.

Ich will mit dem Beispiel auf die engen Zusammenhänge von Körperlichkeit und Sensomotorik, Sprache; Gedächtnis und sozialer Struktur abheben. „Körperlich“ sind diese Prozesse, insofern sie an sichtbare materielle, räumlich ausgedehnte, lebende menschliche Körper „*dinge*“ gebunden sind. Die Bildung und Segmentierung der Laute und Wörter erfordert Bewegung in Form der Betätigung von Muskeln der Sprachmotorik, sowie Sensorik in Form der Lautwahrnehmung und Diskriminierung und damit non-deklarative Fertigkeiten. Bereits die bloße *Wahrnehmung* des „schlaf schön-lalö“ als zusammengehörige Einheit, aktualisierte Struktur, setzt die Situierung in Zeit(spannen) voraus, die die nacheinander platzierten Elemente (Phonem, Wörter, Sätze) übergreifen, schon das eine Form von Gedächtnis. „Gedächtnis“ erfordert natürlich erst recht der „Niederschlag“ des situativen Syntagmas in eine Disposition (Gedächtnis). Auf eine Weise, die wir bisher nicht verstehen, verändert sich etwas am/im Kind dauerhaft, so dass es künftig wiederum sichtbar zu einer Reaktualisierung der Struktur beitragen kann, was wiederum weitere Differenzierungen der Disposition erlaubt. Man könnte von Zyklen der Umsetzung syntagmatischer in paradigmatische Relationen und zurück sprechen. Solche Iterationszyklen könnte man als eine Art „Atembewegung“ der sozialen Struktur mit den Polen eines *dispositionalen* und eines (in einer Interaktion) *aktualisierten* Strukturmodus sprechen. Das kann von einer quasi automatischen Repetition bis zur überraschenden Neukombination von Elementen reichen.

Voraussetzung dafür ist eine durch die körperliche Ausstattung hinreichend gewährleistete intersubjektive Integrität und Verlässlichkeit des dabei verwendeten Materials (z.B. der

Lautdifferenzen, ihrer sequentiellen Verknüpfung, ihrer sensorischen, motorischen, einschließlich propriozeptiven Aspekte). Der *Körper der Anderen* ist dabei entscheidend, weil das an ihm sichtbare Verhalten einen unmittelbaren, vermutlich auch biologisch gesicherten Impuls für Imitationen und Provokationen, Introjektionen und Projektionen darstellt und an ihm zugleich soziale Selektivität, Resonanz, Dissonanz, Widerständigkeit ablesbar ist. Das ist nichts Neues – diese Figur findet sich in verschiedenen Spielarten bei so unterschiedlichen Autoren wie George Herbert Mead, Alfred Schütz, Niklas Luhmann, Ulrich Oevermann, Randal Collins, Stephen Turner. Auch zu Michael Tomasello „gebrauchsbasierter“ Sprachtheorie lässt sich ein Bogen schlagen (Tomasello 2003). Auch sie geht davon aus, dass die Strukturen der Sprache der wahrnehmbaren Performanz der „Körper der Anderen“ entnommen werden kann und diese Induktionen hinreichend sind, um sprechen zu lernen. Voraussetzung dafür sind wiederum bestimmte körperbasierte „Skills“. Das sind für Tomasello neben biologisch und gattungsspezifisch verankerten Fähigkeiten zum sozialen Teilen/Verfolgen von Aufmerksamkeit (anderer) und der Fähigkeit zur Imitation, insbesondere „various kinds of pattern-finding“ (Tomasello 2003, S. 3-4). Sensorische und motorische Regelmäßigkeiten müssen bemerkt, wiedererkannt und ggf. versuchsweise reproduziert werden, Abweichungen, Unterschiede müssen und können, und sei es in einer Art intuitiven elementaren statistischen Analyse verarbeitet werden, Gestalten („complex wholes“) sowie Analogien und Unterschiede erkannt werden. Mit dem Beispiel ist schon ein gegenüber der üblichen Merleau-Ponty-Rezeption veränderter Stil demonstriert worden. Wer Merleau-Ponty als „Leibphilosophen“ liest, wird vielleicht irritiert sein. Ich möchte nun zwei in der Einleitung schon benannte Stichworte damit verknüpfen: „Die Generalität des Körpers“ und „Die Cartesianische Differenz“ und dann zur Frage des Zusammenhangs zur *Strukturtheorie* überleiten.

2. Generalität des Körpers und Cartesianische Differenz

a) *„Generalität des/der Körper“ als Ausgangspunkt für ein struktureles und differentielles Körperkonzept*: Der „Körper“, formuliert schon der frühe Merleau, ist „unser *generelles* Mittel eine Welt zu haben“ („le corps est notre moyen général d’avoir un monde“). Wichtig dabei: *Unsere* Körper verankern *uns* in einer immer schon *gemeinsamen* Welt der Wahrnehmung und Bewegung. Diese Generalität verdankt sich einer doppelten, phylogenetisch-evolutionären und ontogenetischen Verwandtschaft und Genese. Die Körper definieren durch die Gesamtheit der ihnen inhärenten, Strukturen und Prozesse sensorische und motorische Möglichkeiten,

räumliche, modale, sinnliche Spektren und differentielle Felder. Unsere Körper sind Fleisch gewordene Antworten darauf, was sich hören, greifen, tasten, sehen oder empfinden lässt, Komplemente wie Ermöglichtungen einer Welt der Prozesse und Bewegungen. Die Ordnung des „Sensible“ umgreift „Empfindungsfähigkeit“ (Sensibilität) *und* das, was empfunden werden kann, gleichermaßen. Wegen der irreduziblen Gebundenheit von Wahrnehmung an einen extensionalen Körper kann ich zwar nie anstelle der Anderen wahrnehmen. Aber wegen der gemeinsamen Struktur unserer Körper und ihrer buchstäblichen Verwandtschaft mit den anderen Körpern, den belebten wie den unbelebten gibt es auch keine Erfahrung, die *völlig* idiosynkratisch wäre. Operative Abgeschlossenheit und Generalität sind nur zwei Seiten desselben Sachverhalts. Die Strukturen des Körpers gewährleisten eine hinreichende Integrität der differentiellen Spektren und Felder der Sensomotorik. Eine reine Situation doppelter Kontingenz, wie Luhmann sie konstruiert, existiert daher nie. Selbst unter der Bedingung maximaler soziokultureller Distanz könnten Robinsone und Freitage hier immer neu anknüpfen. Die basale Generalität der Körper stellt dabei die Integrität des (möglichen) „Materials“ der Kultur sicher. Genau genommen ist aber „Materialität“ ein falscher Ausdruck. Was wir als „Natur“ oder „Material“ bezeichnen, ist nicht bloß „Stoff“ für eine allmächtige menschliche Formungshandlung, sondern immer schon selbst instituierte Struktur, ein Etwas-Anfangen-Können im Sinne einer bestimmten und weiter bestimmbaren selektiven Offenheit - „Institution“, „Instituierung“ in dem dynamischen und prozessualen Sinn, wie ihn Merleau-Ponty begründet hat. „Kultur“, „Sprache“ bilden weitere höherstufige differentielle Felder, die aber stets an die grundlegende sensomotorische Generalität rückgebunden bleiben. Diese Körperlichkeit des Sozialen macht – bei aller semiotischen Offenheit und Vielfalt soziokultureller Strukturen – allgemeine Geltung und semiotischen Wandel *zugleich* prozessierbar. Die Generalität der Wahrnehmung, das Sensible, ist zugleich der gemeinsame Ausgangs- und Endpunkt, Prüfstein *aller* empirischen Wissenschaften: Sozial-, Kultur- wie Naturwissenschaften. Sie ist es, die den „Rechtsgrund für alle Konstruktionen des Erkennens“ darstellt und dann die Spielräume soziokultureller Konstruktionen und vielfältiger Ordnungen des Wissens ermöglicht.

b) Keine Angst vor Descartes: Diese geschichtete Generalität setzt für Merleau-Ponty jederzeit den Doppelcharakter des menschlichen Körpers voraus - als Ding unter Dingen zu sein und zugleich als Ding, das zur Zeit geöffnet ist, über Gedächtnis verfügt und genau dadurch zu

Referenz und Selbstreferenz befähigt ist. Durch die strikte Bindung von Gedächtnissen an lebende Körper können diese (und nur diese!) Bewegungen wahrnehmen, sich in sie einklinken, sie verstehen, aufgreifen, bewahren, reproduzieren und transformieren. Wir können mit Dingen umgehen, weil wir selbst Dinge sind, Körper mit einer bestimmten Masse, Extension und Lokalisation und *zugleich* Orte daran gebundener Prozesse wie Leben, Bewegung, Bewusstsein, Sprechen, Denken. Das genau beinhaltet aber die Anerkennung einer nicht hintergehbaren Cartesianischen Differenz. In seinem letzten veröffentlichten Text schreibt Merleau „Alle jene, die dies oder jenes bei Descartes ablehnen, tun dies nur im Rückgriff auf Vernunftgründe, die wiederum bis auf Descartes zurückgehen“ Damit meint er nicht Descartes' spekulative dualistische Ontologie, wohl aber dessen Problemformulierungen einer „gleichzeitigen Verbundenheit, Einheit und Unterschiedenheit von Körper und Geist bzw. Seele“, Körper und Geist „zugleich als eine einzige Sache und sie zusammen als zwei Sachen zu begreifen“. Dieses Paradox ist bislang von keiner Wissenschaft „überwunden“ worden und zugleich fester Bestandteil des modernen Alltagsverständnis' von Körper. Es ist ambig und widersprüchlich: wir verstehen heute unter Körper mal den extensionalen, äußeren, wahrnehmbaren Körper und mal diesen zusammen mit allen an ihn gebundenen Prozessen, einschließlich des Bewusstseins und Gedächtnisses. Wir fassen diese irgendwie als etwas am Körper auf, obwohl sie selbst nicht extensional sind, aber von der Integrität des extensionalen Körper mit völliger Gewissheit abhängig sind. Eine Demenz oder eine kleine Verletzung des neuronalen Substrats kann sie unmöglich machen. Bewusstsein und Gedächtnis betrachten wir so als „körperliche Funktionen“, obwohl den Zusammenhang zwischen diesen Erfahrungsebenen noch keine Wissenschaft verstanden hat. Wir kommen also, auch wenn wir uns auf den Kopf stellen, um diese Cartesianische Differenz, dieses Paradox nicht herum.

3. Strukturtheorisches

Dies ist gleichbedeutend mit einer **strukturtheoretischen Öffnung** des Körperkonzepts, wie sie sich ohnehin in der körpersoziologischen und praxistheoretischen Diskussion heraus kristallisiert. Dabei gilt es – und ich erinnere an unser Ausgangsbeispiel! - den doppelten Existenzmodus sozialer Struktur hervorzuheben: als aktualisiertes *Syntagma* in ablaufenden sozialen Prozessen wie als *Paradigma* die ja laut Saussure immer eine Disposition im Gedächtnis beinhaltet. Für beide Modi gilt die Prämisse einer strikten Körpergebundenheit. Das können nur lebende Wesen. Selbstverständlich gibt es auch nicht körpergebundene

Strukturfaktoren – Texte, Techniken, Infrastrukturen, Ressourcen. Operativ und sozial wirksam werden diese aber nur in und durch menschliche Körper. Strukturen spielen stets im Medium wahrnehmbarer Bewegungsvollzüge, weisen zugleich eine körpergebundene „Außenseite“ auf *und* eine damit verbundene „innere“ Erfahrung (Bewusstsein/sozialer Sinn). Hier liegt die Bedeutung einer Intuition des späten Merleau-Pontys: der Entsprechung von Bewegungswahrnehmung und Satzverstehen. Sätze sind selbst körperliche Bewegungen, die von innen und außen wahrgenommen bzw. vollzogen werden müssen. Deshalb kann ich mich in die Sequenz eines sozialen Prozesses auch dann einklinken, wenn mein Verständnis dafür unscharf, vorläufig, fragmentarisch oder nachträglich ist, wenn empirisch niemals, wie Max Weber betont, eine Identität, Entsprechung der Sinnerfahrung für alle Beteiligten vorliegt. Soziale Strukturierungen weisen also immer auch die Merkmale von Spielzügen beim Kicken, Basketballspielen oder improvisierenden Musizieren und der dadurch zustande kommenden Muster auf: sie sind nur eingeschränkt thematisier- und reflektierbar. Dadurch, dass beteiligte Akteure buchstäblich syntaktische, sequentielle Ver-Satz-Stücke beisteuern und handhaben, stellt jede soziale Interaktion eine Rekombination struktureller Elemente her, die im laufenden Prozess eine spezifische Anschlusslogik entfalten, sich ggf. irritieren, ergänzen, korrigieren und sich wie die Bestandteile eines Satzes wechselseitig interpretieren. Es realisiert sich dadurch eine bestimmte Selektivität in der Zeit (Fallstruktur). Das alles ist nur durch die Inanspruchnahme körpergebundene Gedächtnisse möglich und kann auch nicht technisch hergestellt werden. Auf der „Inputseite“ dieses Prozesses sind dispositionale Strukturen in Form von Fertigkeiten (Können), Wissen und Erinnerungen vorausgesetzt, selbst Relikte, Sedimente, Ver-Satzstücke *vergangener* sozialer Prozesse. Die Inklusion in den aktuell ablaufenden Prozess erfordert für sich genommen operatives (Kurzzeit-) Gedächtnis. Und schließlich wird Gedächtnis auf der „Output“-Seite wirksam, insofern sich der ablaufende syntagmatische Prozess augenblicklich wieder dispositionalisiert. Die ggf. abgewandelte Syntagmatik geht in einen paradigmatischen Modus über und kann – an die sich bewegenden Körper gebunden - in andere soziale Situationen gestreut werden, als non-deklarative Verhaltensänderung, semantische Transformation, Information, Wissen, oder biografische Veränderung. Bereits Saussure hat in seiner Sprachtheorie diese wichtige Rolle des körpergebundenen Gedächtnis für die paradigmatische Dimension der Sprache hervorgehoben. Sie gilt aber für Ausdrucksverhalten schlechthin. Aus sozial- und neuropsychologischen Studien wissen wir von dem unglaublichen Tempo, der Kopiertreue und dem Variantenreichtum dieser steten

Umsetzung syntagmatischer in paradigmatische Strukturmodi. Dieser Vorgang ähnelt einem evolutionären Prozess der ständigen Rekombination, Variation und Selektion von Strukturen.

4. Vom „Lalö“ zur „Protestantischen Ethik“

Kann man damit auch gesellschaftliche Phänomene, Makrophänomene in den Blick bekommen? Immerhin ist Sprache das beste Beispiel und zugleich das Modell für dieses KONzept. Interessant ist in diesem Zusammenhang auch Merleaus Weberinterpretation. Wir haben uns vorher mit einer kleinen Praktik des Schlafen-Gehens und der dabei involvierten Strukturen befasst. Der Titel „Vom Lalö zur Protestantischen Ethik“ ist eher scherzhaft gemeint. Immerhin: wer den Text Benjamin Franklins, von dessen Analyse die „Protestantische Ethik“ ihren Ausgang nimmt, sowie Webers Ausführungen zum Problem der „Gnadenwahl“ genau liest, könnte verstehen, dass der protestantische Schlaf sicher weder der lange Schlaf des Müssiggängers sein kann, auch nicht der Schlaf, bei dem alles wieder gut wird, und schon gar nicht der „Schlaf des Gerechten“.

Zunächst: In der Soziologie wurde und wird Dinglichkeit bzw. „Objektivität“ üblicherweise den sozialen Strukturen zugewiesen und der bloß „subjektiven“ Realität des Handelns und der Individuen gegen-über gestellt. Am deutlichsten findet sich diese Sichtweise im dialektischen Verständnis von Gesellschaft in einer Linie Hegel-Marx-Lukács. An sie knüpfen noch Berger und Luckmann mit ihrem Versuch einer vermeintlich notwendigen Vermittlung zwischen Weber und Durkheim = zwischen Gesellschaft als „subjektiver“ und „objektiver Wirklichkeit“ – an (Berger und Luckmann 2004, S. 94-98). Handeln und Individuen sind subjektiv, die Gesellschaft und Struktur ist objektiv. Merleau-Ponty hat genau diese Denkfigur kritisiert. Seine Kritik entwickelt er interessanterweise im Rekurs auf Max Webers Methodik in der Protestantischen Ethik. Er rekonstruiert Webers Analyse der historischen Prozesse nicht als Abfolge von Entäußerungen und Objektivierungen, sondern als kontingente, konstellative und auf gewisse Weise negative Dialektik. Er schildert, wie Weber die implizite Logik des kalvinistischen Entwurfs aus-einander nimmt, ihre spezifische Korrespondenz zu einer Wert-„Schätzung der Güter dieser Welt“ (Merleau-Ponty 1974, S. 20) belegt. Diese Figur kann sich im Prozess ihrer Instituierung und gesellschaftlichen Verbreitung langsam von ihren theologischen Bedeutungen lösen. Bedeutungen, Motive, ihre symbolischen Realisierungen und Ausdrucksmittel sowie die Felder ihrer Anwendungen, so betont er, könnten sich

auseinander entwickeln, sich aus ursprünglichen Konstellationen lösen, in neue eintreten, dabei ihre Valenzen verändern, anders instituiert, man könnte sagen in andere paradigmatische Systeme eingefügt werden - ebenso wie sich Bedeutungen von Wörtern und Wendungen im Maße ihres unterschiedlichen Gebrauchs und in neuen oder anderen Kontexten und Konstellationen verändern. Dass sich wie im Fall des Weber-schen Kapitalismuskonzepts eine scheinbar einstimmige Entwicklung der „Rationalisierung“ zu ergeben scheint – das sei nur ein nachträglicher Effekt. Jedes dazu nötige Element in den unterschiedlichen Feldern dieser Rationalisierung gewinne, so Merleau-Ponty, diese geschichtliche Bedeutung „nur durch sein Zusammentreffen mit den anderen.“ (1974, S. 23). Das erinnert an die Formulierung Saussures, die Bedeutung eines Wortes oder eines anderen Morphems beruhe „ausschließlich auf den Beziehungen und Unterschieden zu den anderen Einheiten des Sprachsystems“ (Saussure 2014, S. 143). Das erinnert in der Betonung der Prozessualität, dem Abheben auf Gegenläufigkeit und Differenz durchaus an. Aber es gibt hier an keiner Stelle eine vergegenständlichte emergente soziale Sache, ein „fait social“, ein „kollektives Bewusstsein“ oberhalb dieser an die Körper und Gedächtnisse, die Fertigkeiten, das Wissen, die Erinnerungen der vielen Sprecher*innen gebundenen unüberschaubaren sozialen Prozesse. Diese sind vielmehr selbst die vollständige Emergenz des Sozialen. Es gibt dabei keine Bewegungsgesetzlichkeit, kein An-Sich der Gesellschaft, das zu einem Für-Sich und in der Folge zu einem An-und-für-Sich wird, kein schrittweise „zu sich kommendes“ geschichtliches Subjekt. Die Akteure spielen eine Rolle, aber nicht dadurch, dass sie einen vorgefassten, subjektiv gemeinten Sinn gewissermaßen in die Strukturen hinein „objektivieren“, so wie ein Zimmermann ein Haus baut. Die Akteure verfügen vielmehr über Ausdruckssysteme und Elemente, deren mögliche Sinnbestimmungen (ähnlich wie bei der Sprache) sie nicht vollständig überblicken können und die auch nicht abschließbar sind. Dennoch oder gerade deshalb sind ihre Verhaltensweisen aneinander „orientiert“, „aufeinander eingestellt“, wie Weber sagt.

Wir sind, sagt Merleau, in unserer Unterschiedlichkeit (différence) zu einer einzigen natürlichen und menschlichen Welt hin offen, „weil wir in Bezug auf sie wechselseitig füreinander imitierbar und der Teilhabe fähig sind.“ („que nous sommes imitables et participables les uns par les autres dans ce rapport avec lui.“) (Merleau-Ponty 1974, S. 246). „Imitabilität“ verweist auf den Doppelcharakter expressiven Verhaltens: die Bedeutung, der Sinn ist zugleich material, körpergebunden, daher immer zugleich Fertigkeit, strukturierte Bewegung, eine Außenseite in

Spannung zu ihrer „Innenseite“. Das gilt auch und gerade für Sprache und Sprechen. Sprachliche Elemente, aber auch Fertigkeiten und außersprachliche Bewegungen, kulturelle Muster generell haben immer den Charakter von Versatzstücken, sind von einem Prinzip syntaktischer Kompositionalität (Searle) bestimmt, also identifizierbar, wiederholbar, transportierbar und transponierbar, anschlussfähig, auch ohne die Bedingung der Identität der Sinnerfahrung. Operativ hinreichender Konsens kann und muss in der Syntagmatik der Interaktionen und Kommunikationen selbst hergestellt werden: dies kann einfach durch die Logik der Anschlusskommunikationen und der dadurch erzeugten Resonanzen, durch Sanktionen, laufende unmerkliche Umdeutungen, Ignorieren usw. geleistet werden. Weber definiert „soziale Beziehung“ sei ein seinem Sinngehalt nach „aufeinander gegenseitig eingestelltes und dadurch orientiertes Sichverhalten mehrerer“ (1980, S. 13) Er fügt hinzu: „Es ist in keiner Art gesagt: daß die an dem aufeinander eingestellten Handelnden Beteiligten [...] den gleichen Sinngehalt in die soziale Beziehung legen oder sich sinnhaft entsprechend der Einstellung des Gegenpartners innerlich zu ihm einstellen [...] Eine völlige und restlos auf gegenseitiger sinnentsprechender Einstellung ruhende soziale Beziehung ist in der Realität nur ein Grenzfall.“ (Weber 1980, S. 13f.). Genau deshalb ist das sichtbare expressive Verhalten offen für Bestimmungen und Neukontextuierungen in benachbarten oder ferner liegenden sozialen und kulturellen Feldern. Was als Struktur entsteht, ist eine Frage der Konstellation oder, wie Elias es eine Zeitlang ausgedrückt hat, der „Figuration“ (Elias 2005, S. 139, vgl. aber S. 373).

Ich komme zum Schluss. Das „soziale Ding“ wäre also nicht wie in der dialektischen Tradition die Gesellschaft als „objektive“, vergegenständlichte, dingliche Ordnung. Die einzigen wirklichen sozialen Dinge sind vielmehr die interagierenden Körper. Sie sind Körper im Cartesianischen Sinne, lokalisierbar, einzeln, raumeinnehmend, wie jedes andere Ding der Bewegung fähig, eine natürliche Disposition aufweisend, den physikalischen und chemischen Gesetzen zu folgen, in ihrer Kontur auf einen bestimmten Temperaturbereich angewiesen, jenseits dessen sie sich auflöst, in ihrer Struktur insgesamt stets in der Gefahr, zerstört und vernichtet zu werden. Insofern aber dieses Ding durch und mit seiner materiellen Struktur lebt, wahrnimmt, Bewusstsein und Gedächtnis hat, ist es zugleich gesellschaftliche Disposition, d.h. eine Weise, ein Modus sozialer Struktur. Der Körper ist das wirkliche, existierende und als solches erfahrbare Gesellschaftsding. Der Widerstand sozialer Strukturen, was uns, wie Marx sagt: „einer sachlichen Gewalt“ aussetzt, was „unserer Kontrolle entwächst, unsere Erwartungen

durchkreuzt, unsere Berechnungen zunichte macht“ (Marx und Engels 1981, S. 33) – das wird konkret immer nur über die Körper der Anderen erfahrbar. Es sind die vielen Anderen, die meinem Körper und seinen „Bewegungen“, Äußerungen, Resonanz, Bedeutung geben, aber eben auch Widerstand entgegensetzen, seine Initiativen hemmen, Resonanz versagen oder eingreifender: ihn disziplinieren, schädigen oder vernichten können. Gesellschaft oder auch Organisationen sind nie dinghaft, sondern immer nur Horizonte, von jeder sozialen Situation aus irgendwie sichtbar und interpretierbar, aber eben nach Maßgabe der operativen Potentiale der interagierenden Körperdinge. Institutionen sind entweder in hinreichender Dichte und Qualität inkorporiert oder sie sind nicht. Weil Wirklichkeit deshalb an das „Sensible der vielen Körper gebunden ist, weil deren operative Abgeschlossenheit und ihre Generalität nur zwei Seiten der gleichen Sache sind - deshalb gibt es niemals einen kosmotheoretischen Überblick über die Welt, auch nicht über die Gesellschaft, die soziale Welt. Wirklichkeit ist immer regional, nur „vor Ort“, aber eben zugleich an unendlich vielen Orten. Kultur, Gesellschaft, ja selbst Organisationen sind deshalb immer nur in mal vageren, mal präziseren Typisierungen, in statistischen oder sinnverstehenden Modellen erschließbar. Sie bleiben immer irgendwie „fuzzy“. Man kann das methodisch abmildern und kontrollieren, aber nicht völlig zum Verschwinden bringen.